

250 000 Personen gekommen sein. In den Grenzgebieten müßten also rund 1,5 Mio. Menschen mehr leben als bei Kriegsende. Dem widerspricht aber die von Macka auf S. 39 veröffentlichte Karte über die Zu- und Abnahme der Bevölkerung, wonach die früher von Deutschen besiedelten Grenzgebiete eine zum Teil beträchtliche Bevölkerungsabnahme zu verzeichnen hatten.

Trotz dieser offenkundigen Mängel ist das Buch in Kombination mit neueren Veröffentlichungen, etwa mit der 1977 vom Collegium Carolinum herausgegebenen Länderkunde Tschechoslowakei² durchaus noch verwendbar.

Marburg a. d. Lahn

Rudolf Urban

2) Länderberichte Osteuropa. Tschechoslowakei, München, Wien 1977, Carl Hanser Verlag, 340 S.

Josef Kočí: České národní obrození. [Die tschechische nationale Wiedergeburt.] Verlag Svoboda, Prag 1978. 462 S., 102 Abb. a. Taf.

Der Vf., durch einen Studienaufenthalt in Marburg und die Teilnahme an deutsch-tschechischen Schulbuchgesprächen¹ auch unter deutschen Historikern wohlbekannt, war bereits in den 1950er Jahren Leiter der Abteilung Feudalgeschichte der ČSR im Historischen Institut der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften (ČSAV) und Vorsitzender des Wissenschaftlichen Archivrats der Tschechoslowakei. 1968 wurde er korrespondierendes Mitglied der ČSAV. Nach dem 21. August 1968 wandte er sich wie viele seiner Kollegen entschieden gegen die Besetzung seines Landes², mußte seine damalige Erklärung aber 1970 zurücknehmen, wohl um sich eine weitere wissenschaftliche Arbeit zu ermöglichen.³ Da er seit langem einer der besten Kenner der sog.

1) Vgl. hierzu: Josef Kočí: České národní obrození, in: Zur Geschichte der deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen. Referate der deutsch-tschechoslowakischen Historikertagung, Braunschweig 28.—30. November 1967, Braunschweig 1968, S. 116—128.

2) Die Erklärung des Vfs. vom 24. August 1968 hatte folgenden Wortlaut: „Wogegen sich der Verstand und das Herz eines jeden ehrlichen Tschechen und Slowaken zu glauben sträubt, ist Wirklichkeit geworden. Unser Vaterland wurde gewaltsam von fremden Truppen besetzt. Tschechen und Slowaken haben bereits seit Jahrtausenden ihr unveräußerliches Recht auf ein freies nationales und staatliches Leben in ihrem eigenen Vaterland verteidigt. Auf dieses Recht haben sie nie verzichtet und durch ihre moralische und geistige Stärke haben sie schließlich stets gesiegt.“ In: Čs. časopis historický 16 (1968), Sondernummer.

3) Die Erklärung des Vfs. vom 10. Januar 1970 hatte folgenden Wortlaut: „In den aufgeregten August-Tagen des Jahres 1968 habe ich in einer vierseitigen Sondernummer des Čs.časopis historický eine Erklärung veröffentlicht, in der ich auf die Situation reagierte, die unmittelbar nach dem Einmarsch der Truppen der fünf Länder des Warschauer Pakts in die Tschechoslowakei entstanden war. Diese Erklärung war durch die emotionale Atmosphäre der damaligen Tage beeinflusst und spiegelte die unzureichende Orientierung in der ungewöhnlich komplizierten internationalen und inneren Situation wider. Durch seinen einseitig nationalen Tenor geriet mein Standpunkt in Widerspruch nicht nur zu den Bedürfnissen und Erfordernissen des sozialistischen Internationalismus, sondern auch zu meiner bisherigen wissenschaftlichen und öffentlichen Arbeit. In der darauf folgenden Zeit ist mir klar geworden, daß meine Erklä-

tschechischen Wiedergeburt ist, an deren Darstellung in seinem Lande auch ein politisches Interesse besteht, wurde ihm schließlich die Weiterarbeit gestattet. Der für den Vf. lebensnotwendige Kompromiß kommt in zahlreichen marxistisch-leninistischen „Ausschmückungen“ des Textes zum Ausdruck, die aber den wissenschaftlichen Charakter der Arbeit nicht wesentlich beeinträchtigen.

Der Vf. beginnt seine ohne wissenschaftlichen Apparat veröffentlichte Darstellung mit des tschechischen Jesuiten Bohuslav B a l b í n (1621—1688) „Dissertatio apologetica pro lingua Slavonica, praecipue Bohemica“, die dieser für seinen Freund Tomáš Pešina geschrieben hatte, die aber erst rund hundert Jahre nach ihrer Abfassung im Jahre 1775 von Franz Martin P e l c l veröffentlicht wurde. Damit reicht die tschechische Wiedergeburt weit in die Zeit der sog. „Finsternis“, tschechisch „temno“, nach der Schlacht am Weißen Berge zurück, als die tschechische Sprache unter der Habsburger-Herrschaft immer mehr zurückgedrängt wurde. Die Polemik des Vfs. gegen Josef P e k a ř (S. 151, 154), der die Meinung vertritt, die tschechische Wiedergeburt beginne nicht erst in der josefinischen Zeit, sondern viel früher in der Zeit des „Temno“, ist daher angesichts der kommunistischen Vorbehalte gegen Pekař vielleicht verständlich, aber kaum berechtigt.

Balbín geht in seiner Verteidigung der tschechischen Sprache davon aus, daß diese vor dem Dreißigjährigen Kriege „außer in dem kleinen Kreis Elbogen“ und in ein paar Städten wie Komotau, Kaaden und Joachimsthal überall in ganz Böhmen gesprochen wurde und auch Gerichtssprache war. Erst danach seien außer fremden Adligen auch deutsche Handwerker eingewandert und ganze deutsche Städte entstanden. Im Gegensatz zu späteren romantischen Historikern, die den alten Slawen einen „Täubchen-Charakter“ andichteten, lobt Balbín gerade den kriegerischen Charakter der alten Slawen, der sich auch nach Pekař kaum von dem der Germanen unterschied. Balbín wendet sich an den Landespatron Böhmens, den Hl. Wenzel, mit dem später am Wenzelsdenkmal in Prag angebrachten Gebet: „Laß uns und die Künftigen nicht untergehen!“

Die Veröffentlichung der Schrift Balbíns wirkte in Prag wie eine Sensation und rief die Zensurbehörden nicht nur in Prag, sondern auch in Wien auf den Plan. Schließlich verfügte Maria Theresia in einem Hofdekret vom 11. November 1775, daß Balbíns „Verteidigung“ zwar nicht verboten, aber auch nicht neu aufgelegt werden solle (S. 20).

Um den ökonomischen Hintergrund der sog. Finsternis zu beleuchten, schildert der Vf. in einem besonderen Kapitel ausführlich die Leibeigenen-Wirtschaft auf dem Lande (S. 24—66), wo damals noch die Masse der tschechischen Volkes lebte. Auf das Problem der Leibeigenschaft kommt der Vf. auch im Zusammenhang mit ihrer Aufhebung durch Josef II. erneut zu sprechen (S. 108).

In einem Kapitel „Das Ende der Zeit der Finsternis“ (S. 67—87) weist der Vf. ausdrücklich auf den Roman „Temno“ von Alois J i r á s e k hin, durch den die Bezeichnung „Temno“ schließlich auch unter Politikern und Historikern geläufig wurde. Er erwähnt auch den tschechischen Jesuiten Antonín K o n i á š (1691—1760), der durch seine Vernichtung tschechischer nichtkatholischer Bücher berüchtigt war (S. 74), dessen Name aber in den 1960er Jahren in Verbindung

rung unpassend und falsch war. Ich habe mich daher bemüht, aktiv alle Maßnahmen der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei zu unterstützen, die auf eine Konsolidierung und Weiterentwicklung unserer sozialistischen Gesellschaft gerichtet sind.“ In: Čs. časopis historický 18 (1970), Heft 2—3, S. 150.

mit der kommunistischen Kulturpolitik häufig erwähnt wurde. Überhaupt müssen dem tschechischen Leser bei der Lektüre mancher Sätze immer wieder Parallelen zur Gegenwart einfallen.

Eine große Rolle spielte in der Zeit der Aufklärung, die in Böhmen zugleich die Zeit der tschechischen Wiedergeburt war, Josef II. (1741—1790), seit 1765 Mitregent Maria Theresias, der mit seinen radikalsten Reformen freilich erst nach dem Tode seiner Mutter beginnen konnte (S. 84).

Zu dieser Zeit war die Sprache der Gebildeten in Böhmen bereits allgemein das Deutsche. Noch 1771 konnte die einzige tschechische Zeitung von hundert gedruckten Exemplaren nur vier verkaufen und mußte daher 1772 ihr Erscheinen einstellen (S. 91). Aber allmählich begann man sich wieder für die Geschichte des Landes zu interessieren. Es wurden alte Chroniken neu aufgelegt, darunter so zweifelhafte wie die des Václav Hájek von Libočan aus dem Jahre 1541 (S. 95). 1774 veröffentlichte Pelcl seine „Kurzgefasste Geschichte der Böhmen von den ältesten bis auf die itzigen Zeiten“ (S. 21, 98), die der Vf. als Ausfluß eines „Landespatriotismus adligen Zuschnitts“ charakterisiert.

Im Jahre der Aufhebung der Leibeigenschaft erließ Josef II. auch sein berühmtes Toleranzpatent, worauf sich in den böhmischen Ländern rund 50 000 Menschen zu den Toleranzkirchen bekannten (S. 129, 131). Ebenfalls 1781 wurde auch die Zensur gelockert, später allerdings wieder verschärft (S. 138). Eine Schulreform war bereits zu Lebzeiten Maria Theresias eingeleitet worden. Dabei wurde die Anzahl der Gymnasien reduziert und Schulgeld eingeführt (S. 139—140). Für die Ausbildung der Lehrer wurden sog. Präparanden eingerichtet. Viele der dort ausgebildeten Dorflehrer trugen später zur nationalen Erweckung des tschechischen Volkes bei (S. 141). Unterrichtssprache war freilich für alle Schüler das Deutsche.

Mit der allgemeinen Einführung und Förderung der deutschen Sprache wollte Josef II. vor allem eine einheitliche Verwaltung seines Reiches ermöglichen. Dazu stand nicht im Widerspruch, daß zuweilen auch die Pflege der tschechischen Sprache gefordert wurde, damit Beamte und Priester mit Angehörigen des tschechischen Volkes, welche die deutsche Sprache nicht beherrschten, sprechen konnten.

Der Förderung der tschechischen Sprache diente auch das Theater. Am 7. Juni 1781 legte Graf Franz Anton Nostiz-Rieneck den Grundstein zu dem späteren Ständetheater neben dem Prager Carolinum (S. 163). Nostiz war ein Vertreter des böhmischen Landespatriotismus, den der Vf. als seinem Wesen nach kulturell und sprachlich deutsch charakterisiert (S. 164). Doch in diesem deutschen Ständetheater wurden auch tschechische Stücke gespielt (S. 166).

In diese Zeit fallen auch die Anfänge eines tschechischen Pressewesens. Als erster tschechischer Journalist wird Václav Matěj Kramerius (1753—1808) angesehen, der sich auch als Buchhändler und Verleger betätigte (S. 178 ff.). Er gab u. a. nach einem deutschen Vorbild ein „Buch Josef“ heraus, das der Verherrlichung Josefs II. diente, das aber zahlreiche Elemente der Aufklärung enthielt und auch schon die Abschaffung des Priesterzölibats forderte (S. 183).

Im selben Jahr wie Kramerius wurde der Begründer der tschechischen Slawistik Josef Dobrovský (ursprünglich Doubravský, 1753—1829) geboren. Er studierte zunächst Theologie, ohne sich jedoch zum Priester weihen zu lassen (S. 100—102). 1809 erschien in Prag sein „Ausführliches Lehrgebäude der Böhmischen Sprache“. Aber als Verfasser einer tschechischen Grammatik stand er keineswegs allein. In den Jahren 1775—1825 wurden nicht weniger als 28 tschechische Grammatiken herausgegeben. Schon vorher hatte er eine „Ge-

schichte der Böhmisches Sprache und Literatur“ herausgegeben. Obwohl Dobrovský an einer neuen glänzenden Zukunft des tschechischen Volkes zweifelte, wurde er so zu einem der ersten großen „Erwecker“ seines Volkes (S. 195—196).

In die Zeit der beginnenden tschechischen Wiedergeburt fällt die französische Revolution, die das Denken der Tschechen ebenso wie das der Deutschen beeinflusste. Zu einer Stärkung des böhmischen Landespatriotismus und damit auch des tschechischen Nationalgefühls trugen damals die Krönung Leopolds II. zum König von Böhmen (Josef II. hatte eine solche abgelehnt) und die Überführung der böhmischen Kronkleinodien von Wien nach Prag im Jahre 1791 bei (S. 213—214). Aufgrund eines Dekrets Leopolds durfte sich auch die bisher private Gesellschaft der Wissenschaften als „Kgl. Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften“ bezeichnen. Leopold stellte der Gesellschaft 6000 Gulden zur Verfügung, wovon Dobrovský ein Stipendium für eine Studienreise nach Schweden und Rußland erhielt, die er 1792—1793 zusammen mit Joachim Graf Sternberg unternahm. Durch ein Hofdekret vom 28. Oktober 1791 wurde an der Prager Universität ein Lehrstuhl der böhmischen Sprache und Literatur errichtet, den ein Jahr später Franz Martin Pelcl (1734—1801) erhielt (S. 219).

Eine Stärkung der tschechisch-russischen Beziehungen und der tschechischen nationalen Bewegung überhaupt hatte der Aufenthalt russischer Truppen unter Marschall Suvorov in Prag im Juli 1799 zur Folge. Kramerius berichtete damals voller Begeisterung, daß diese „heldenhaften Slawen mit uns Tschechen fast eine Sprache gebrauchen“, und Dobrovský beeilte sich, ein „Neues Hülfsmittel die Russische Sprache leichter zu verstehen“ herauszugeben (S. 230—232). Auf diese Begegnungen mit Russen geht auch die Entstehung eines utopischen Panslawismus bei manchen Tschechen zurück, die von einem einheitlichen slawischen Reich unter russischer Führung und einer allslawischen Sprache träumten (S. 251).

Ein entschiedener Russophile mit panslawistischen Neigungen war Josef Jungmann (1773—1847), der als Schöpfer der modernen tschechischen Schriftsprache gilt. Für ihn ist das Hauptkriterium, das die Völker trennt, die Sprache, nicht die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staat (S. 262).⁴ Jungmann spielte möglicherweise auch eine Rolle bei der Fabrizierung der Königinhofer und Grünberger Handschrift. Die 1817 von Václav Hanka (1791—1861) in Königinhof „entdeckte“ Handschrift wurde von Dobrovský noch als echt anerkannt, als Autoren der ein Jahr später aufgetauchten Grünberger Handschrift bezeichnete dieser aber Hanka, Jungmann und Josef Linda (1789—1834). Der Streit um die Echtheit der Handschriften hat das tschechische Volk mehr als hundert Jahre bewegt. Die Annahme, sie seien echt, hat wesentlich zur Entwicklung und Stärkung des tschechischen Nationalbewußtseins beigetragen. Heute werden sie von den meisten tschechischen Historikern als Fälschungen angesehen (S. 284—295).⁵

4) Die Rolle Jungmanns in der tschechischen nationalen Wiedergeburt behandelte der Vf. ausführlich in einem Aufsatz „Josef Jungmann a české národní obrození“ in: Slovanský přehled 59 (1973), S. 112—130.

5) Zur Handschriftenfrage siehe den Bericht „Wiederaufleben des tschechischen Handschriftenstreits“ in: Wissenschaftlicher Dienst für Ostmitteleuropa 18 (1968), S. 628—641. Vgl. auch: Miroslav Ivanov: Tajemství RKZ [Das Geheimnis der Königinhofer und Grünberger Handschrift], Prag 1969, 650 S.

Eine Generation jünger waren die eigentlichen Erwecker Jan Kollár (1793—1852), Pavel Josef Šafařík (Šafárik, 1795—1861), František Ladislav Čelakovský (1799—1852), Jan Evangelista Purkyně (Purkinje, 1787—1869) und František Palacký (1798—1876), von denen die ersten beiden eigentlich Slowaken waren, aber außer der deutschen nur die tschechische Sprache verwendeten, zumal eine slowakische Schriftsprache in ihrer Generation erst entwickelt wurde. Auch der Mährer Palacký verlebte seine Jugendzeit in der Slowakei, nämlich in Trentschin und Preßburg. Alle tschechischen Erwecker beherrschten die deutsche Sprache als die Sprache der Wissenschaft mindestens ebenso gut wie die tschechische. Čelakovský und Purkyně waren Professoren der Universität Breslau, letzterer sogar 30 Jahre lang. Von Čelakovský schreibt der Vf., er habe einen Lehrstuhl auf der Universität Wrocław gehabt, das damals unter der Oberherrschaft Preußens stand (S. 362). Kollár heiratete nach langen Jahren der Trennung eine thüringische Pfarrerstochter, in der er eine Nachkommnin der alten Slawen erblickte („Slávy dcera“). Purkyně war mit einer Berliner Professorentochter verheiratet, und im Hause der reichen Prager Familie Měchura, deren Tochter Palacký heiratete, wurde ausschließlich deutsch gesprochen.

Kollár erlebte 1817 das Wartburgfest und übertrug von dort die großdeutsche Begeisterung der jungen deutschen Generation auf das Slawentum, das er als ein Volk betrachtete (S. 297). Purkyně wurde später als Vater der tschechischen Wissenschaft bezeichnet, und Palacký gilt als der Vater der modernen tschechischen Geschichtsschreibung. Dabei hat er nie eine Universität besucht (S. 302).

Der polnische Aufstand von 1830 führte zu einer gewissen Spaltung unter den tschechischen Patrioten. Jungmann als entschiedener Russophile begrüßte die Niederlage der Polen und die gewaltsame Verbreitung der russischen Sprache (S. 361), aber die jüngeren wie Šafařík, Čelakovský und Karel Hynek Mácha (1810—1836) standen auf seiten der Polen. Die jungen Tschechen wurden damals von einer ähnlichen Polen-Begeisterung erfaßt wie die jungen Deutschen.

Die Frage, ob sich die Tschechen mehr für die Russen oder für die Polen erwärmen sollten, wurde schließlich von dem wiederum eine Generation jüngeren Karel Havlíček (1821—1856) in dem Sinne eines Weder-Noch entschieden. Dieser war von Šafařík 1844 als Hauslehrer zu einer russischen Professorenfamilie nach Moskau vermittelt worden, von wo er nicht als ein Freund der Russen zurückkehrte. Er kam zu der Ansicht, daß sowohl Russen als auch Polen den Tschechen fremd seien. „Die Russen und mutatis mutandis die Polen sind nicht unsere Brüder, wie wir sie nennen, sondern viel größere Feinde und unserer Nationalität gefährlicher als die Ungarn und die Deutschen“ (S. 420). Für ihn gab es kein einheitliches slawisches Volk. Er erkannte nur vier slawische Völker an, Russen, Polen, Illyrer (Südslawen) und Tschechen (einschließlich Slowaken). Er entwickelte die Konzeption des Austroslawismus, was ihm freilich von den österreichischen Politikern nicht honoriert wurde. Seiner Meinung nach war kein slawisches Volk innerhalb der österreichischen Monarchie so stark, daß es hätte einen eigenen Nationalstaat anstreben können. Später vertrat Havlíček allerdings die Auffassung, die Slawen aus der Habsburgermonarchie müßten an Rußland angeschlossen werden. Er erklärte, er wolle lieber unter der russischen Knute als unter der deutschen Freiheit leben (S. 428).

Havlíček hielt noch an der Idee eines einheitlichen tschechoslowakischen Volkes fest; denn vor allem die evangelischen Slowaken hatten seit der Reformationszeit die Sprache der tschechischen Bibelübersetzung als Literatursprache

verwendet. Aber kaum hatte sich als Ergebnis der Tätigkeit der tschechischen „Erwecker“, zu denen auch die Slowaken Kollár und Šafařík gehörten, das tschechische Volkstum wieder gefestigt, da lösten sich die Slowaken unter der geistigen Führung von L'udovít Štúr sprachlich von den Tschechen, was zu heftigen Auseinandersetzungen führte, bei deren Schilderung der Vf. den slowakischen Standpunkt vertritt. Ende des 18. Jhs. unternommene Versuche des katholischen Priesters Anton Bernolák, eine slowakische Schriftsprache zu kodifizieren, hatten keinen Erfolg gehabt, zumal Dobrovský diese abgelehnt hatte.

Die Ereignisse der Revolutionsjahre 1848 werden in dem Buche nicht mehr geschildert. Zu dieser Zeit war die tschechische Wiedergeburt bereits abgeschlossen. Eine Weiterführung der Darstellung hätte unter einem anderen Generalthema stehen müssen. In einem bibliographischen Anhang weist der Vf. auf eine Reihe von neueren Darstellungen der Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jhs. hin. Bei der Erwähnung so vieler Namen ist zu bedauern, daß auf ein Personenregister verzichtet wurde.

Marburg a. d. Lahn

Rudolf Urban

„**Saint-Germain, im Sommer 1919**“. Die Briefe Franz Kleins aus der Zeit seiner Mitwirkung in der österreichischen Friedensdelegation. Mai — August 1919. Hrsg. v. Fritz Fellner u. Heidrun Maschl. (Quellen zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd 1.) Verlag Wolfgang Neugebauer. Salzburg 1977. 362 S., 5 Abb. a. Taf.

Die österreichische Delegation, die im Mai 1919 zu den Friedensverhandlungen mit den Kriegssiegern nach St-Germain-en-Laye gereist war, stand unter der Leitung des Staatskanzlers Karl Renner; einer seiner vier Stellvertreter war der ehemalige k. k. Justizminister Franz Klein (1854—1926), dem bereits im November 1918 eine damals zur Vorbereitung auf diese Verhandlungen im Wiener Außenministerium neu gebildete Abteilung unterstellt worden war. Aber trotz dieser politischen Prominenz des Schreibers der hier edierten Briefe liegt deren Quellenwert nicht in der Mitteilung von noch unbekanntem Einzelheiten aus den Beratungen innerhalb der österreichischen Delegation oder aus dem Verlauf der Verhandlungen. Von diesen Vorgängen, von denen Klein nicht viel wußte, berichtet er nichts Bedeutendes: er war kein Parteipolitiker, und auch während dieser Monate wurden die großen Entscheidungen innerhalb der österreichischen Staatsführung über seinen Kopf hinweg getroffen; das meiste, was hier interessieren könnte, kennt er deshalb auch bloß vom Hörensagen. Wichtig sind diese Briefe aber als Zeugnis dafür, wie der Zusammenbruch der Donaumonarchie und die politischen und wirtschaftlichen Zukunftsaussichten der Republik Österreich von einem hochstehenden Mitglied der deutschen Führungsschicht des untergegangenen Habsburgerstaates beurteilt wurden, zu der Klein als bedeutender Hochschullehrer, leitender Ministerialbeamter, Schöpfer zahlreicher großer Kodifikationen und zweimaliger Minister zweifellos gerechnet werden muß. Die Briefe waren an seine langjährige Freundin, Ottilie Friedländer, gerichtet, aus deren Nachlaß sie jetzt veröffentlicht werden. Ihr gegenüber konnte Klein offen und ohne irgendwelche persönliche, politische oder diplomatische Rücksichten seine historischen Betrachtungen, seine Eindrücke vom Tagesgeschehen und seine Erwartungen niederschreiben.